

Kapitel 2

Mach ich eben eine Firma auf

Die Dinge liefen gut. Seit ich meine Franca vor vielen Jahren kennen gelernt habe, hielt ich mich jedes Jahr für mehrere Wochen, quasi als Dauerurlauber, in Italien auf. Ich betrachtete mich als Experte, als alter Hase, der Italien in- und auswendig zu kennen glaubte. Das jedenfalls war meine Überzeugung!

In Deutschland ist es die meiste Zeit des Jahres über dunkel und kalt. Zudem brachte mich jeder Kontakt mit der sturen Bürokratie fast zum Wahnsinn. In Italien dagegen schien alles locker, leicht und luftig zu funktionieren. Also kam mir der Gedanke, in Italien mein berufliches Fortkommen zu suchen.

Das sollte kein großes Problem darstellen, denn immerhin waren wir vereint in einem wachsenden Europa, da konnte es doch nicht so schwierig sein, aus einem ständigen Urlaub einen ständigen Aufenthalt zu machen. Überzeugt davon, die Sprache einigermaßen zu beherrschen, war es wohl eher der unendlichen Geduld meiner Gesprächspartner zu danken, dass anfänglich eine sinnvolle Kommunikation überhaupt möglich wurde. Wenn man ständig *Condizionale* und *Congiuntivo* verwechselt, dann bedarf es in jeder Sprache einer gutwilligen Interpretation, damit der Radebrechende überhaupt verstanden wird.

Vor Jahren schon hatten wir uns ein Haus gekauft. Genau in der Mitte der Verbindungslinie zwischen Bologna und Modena gelegen. Eine Ruine zwar, aber durch die Mithilfe der riesengroßen Familie meiner Frau verwandelte sich das baufällige Haus innerhalb

dreier Jahre in ein kleines, wunderschönes und gemütliches Hexenhäuschen. Und – welche Überraschung – genau am Tag unserer Eheschließung wurde es beziehbar. So war auch der Moral Genüge getan, auch wenn wir im fernen München bereits seit Jahren in wilder Ehe zusammen in einer Wohnung lebten.

Wenn wir in Italien waren – und das war recht oft – besuchte uns die weitläufige Verwandtschaft meiner Frau gern. Für immer unvergesslich bleiben werden mir auch die langen Abende, an denen wir in den Ergebnissen von Francas phantastischen Kochkünsten schwelgten.

Das Studium war abgeschlossen, die Dissertation samt Rigorosum erfolgreich überstanden, nun musste nur noch der Hauptwohnsitz ins schöne Italien verlegt werden.

Am Wohnsitz anmelden!?

Nicht jedes Land verlangt das von seinem Bürger, in vielem wird ihm auch vertraut.

Kurz vor der Mittagszeit zur Meldebehörde gegangen. Das kann schließlich nicht so lange dauern. Zettel ausgefüllt ...! Anstehen ...! Zurückgeschickt ...! Dann noch einen Zettel ausgefüllt, ... wieder anstehen. Wieder zurückgeschickt! Hoppla ..., denke ich – und noch einen ...? Und noch einen ...? Ja, was ist denn das? Und wieder anstehen ...

Schön langsam bekomme ich das Gefühl, auf einem Amt in Deutschland zu sein. Buchbinder Wanninger fällt mir ein.

Jedes Mal ..., Warten auf endlosen Gängen zusammen mit freundlich lächelnden Italienern.

Dann endlich erreiche ich die Spitze des Haufens.

Zuerst müsse ich eine Aufenthaltsgenehmigung beantragen, hieß es. Ohne die könne ich sogleich meine Koffer packen und wieder abreisen.

Und ich war der Überzeugung, dass nach den langen Jahren der Mitgliedschaft in der Europäischen Union solche bürokratischen Kleinigkeiten nicht mehr notwendig seien. Zudem wohnte ich doch schon seit Jahren in Italien – zumindest die Semesterferien über. Ich war in meinem Jahrgang sicherlich der einzige Student, der ein funktionsfähiges und bewohnbares Ferienhaus in Italien besaß.

Auch ein Rekord!

Ich besaß also zusammen mit meiner Frau ein Haus, das auf unser beider Namen im örtlichen Katasterregister eingetragen war. Ohne großen bürokratischen Aufwand wurde mir von der Steuerbehörde ein kleines scheckkartengroßes Plastikkärtchen ausgehändigt, auf dem meine *Codice fiscale*, die Steuernummer, eingestanzte war. Die braucht man, um alle notwendigen Abgaben zu bezahlen, sagte mir die freundliche Dame auf dem Finanzamt.

Von diesem Moment an betrachtete ich mich bereits als eingemeindet, als Teil der italienischen Gesellschaft. Wer Steuern zahlt, ist auch Bürger des Landes, das war meine Überzeugung.

Und wir zahlten!

Wir beglichen pünktlich die Grundsteuer, die Gebühren für die Müllabfuhr, die nur selten kam. Wir entrichteten die fälligen Zahlungen für das Gas, das prompt immer dann ausblieb, wenn gerade die Weihnachtsgans, der Osterbraten oder irgendein anderes gutes Gericht in der Röhre steckte. Wir zahlten Wassergeld – für Wasser das ab sieben Uhr morgens nur noch tröpfchenweise die kleinen Löchlein im Duschkopf passierte. Anscheinend steht genau um diese Zeit jeweils ein Mitglied jeder Familie des Ortes unter der Dusche. Der Druck, den das Wasserwerk in den alten brüchigen Rohren generieren kann, reichte einfach nicht aus, der gesamten Dorfgemeinschaft einen vernünftigen Strahl zu gönnen.

Oh Druck hätten sie . . . , im Überfluss sogar! Daran läge es gewiss nicht, wurde mir mitgeteilt. Aber die Rohre im Ort stammten noch aus der Zeit um Garibaldi, und es stünde zu befürchten, dass diese dem Druck des zwanzigsten Jahrhunderts nicht standhalten würden.

Auch Stromgeld bezahlen wir. Für Elektrizität, die bei jedem auch noch so entfernten Gewitter ohne Vorwarnung einfach abgeschaltet wird, was meine drei Computer gar nicht gerne zur Kenntnis nahmen.

Elektrizität ist in Italien ein besonderes Gut. Sie wird einem gewöhnlichen Haushalt streng rationiert zugeteilt. Drei Kilo Volt mal Amperè, mehr darf und kann man nicht verbrauchen, wenn man es dennoch versucht, fliegt die *Valvola* raus. Die nächste Stufe, sechs Kilowatt, ist *Elettricità industriale*, und verursacht erheblich mehr Kosten: für den monatlich fälligen *Canone*, die Anschlussgebühr wie für den Verbrauch selbst.

In der Regel verfügt jedes Haus nur über eine Sicherung, und wenn die durchbrennt, ist im ganzen Haus kein Strom mehr vorhanden. Bei einem solch geringen Anschlusswert verbietet es sich von selbst, in der Küche einen Elektroherd oder eine Mikrowelle zu betreiben und deshalb sieht man allerorten ausschließlich Gas-Herde. Aber die sollen zum Kochen sowieso besser geeignet sein, sagt jeder, der etwas von gutem Essen versteht.

Ja, sogar Schulbusabgaben zahlten wir an die *Comune* für Kinder die wir nicht haben, für einen Bus, der sich in dem kleinen Ort niemals sehen lässt. Oh, Kinder gibt es schon am Ort, aber die fahren mit dem Fahrrad oder gehen die kurze Strecke zu Fuß. Es sind ja nur einige hundert Meter bis zur Schule.

Und nun sollte sich das einfache Anmelden an meinem langjährigen Semesterferienwohnort so kompliziert gestalten?

Der erste Besuch im Einwohnermeldeamt bleibt erfolglos. Ich hatte noch nicht gelernt, dass in Italien *jeder* erste Besuch auf einer Behörde erfolglos ist. Eine Bescheinigung, Geburtsurkunde – ich weiß

nicht mehr was sonst noch alles – muss beigebracht werden, sagt man mir.

So eine Urkunde hat man ja nicht mal so eben in der hinteren Hosentasche stecken.

In meinem Falle kann das *Beibringen* besonders kompliziert werden, denn ich bin ein Flüchtlingskind, mein Geburtsort liegt im heutigen Polen, und aus begreiflichen Gründen verfüge ich nicht über ein Originaldokument. Ausgebombt! Verbrannt! Vergessen! Verloren . . . , was weiß ich!

Schwierig . . . ? Gewiss!

Doch nie wäre mir der Gedanke gekommen, dass dies ein großes Problem werden könnte.

Für dieses Mal zurück nach Hause – München also, den Schlesienflüchtlingsgeburtsurkundenersatz holen!

2.1 Bin ich Pole?

Nach einigen Wochen probiere ich es wieder. Ich bin zwischenzeitlich zurück in München gewesen, habe alle verfügbaren Papiere zusammengesucht, meiner Frau Adieu gesagt, bin nach Italien zurückgefahren und habe mich wieder in die Reihe der Wartenden eingefädelt.

In Italien stellt man sich nicht an, man fädelt sich ein. An welcher Stelle, hängt von der *Furbizia* ab – der eigenen Schlauheit.

Damit man in dem wirren Haufen der Wartenden überhaupt vorankommen kann, muss man ständig die Mitbewerber im Auge behalten und registrieren, wer neu hinzukommt, wer schon da war, als man selbst das Amt betrat, und wer sich kurzfristig entfernt hat.

Eine geordnete *Fila*, eine Reihe, so wie die Engländer sie kennen und lieben, gibt es nicht in diesem schönen Land. Mit dem fadenscheinigsten Argument wird versucht, einen Platz weiter vorn zu ergattern. Von *sono incinta* – ich bin schwanger – bis *sono stato per un momento in Bagno* – ich war gerade mal eben auf der Toilette – reichen die

Argumente, und gutwilliges Kopfnicken führt nur dazu, dass man sich ständig am hinteren Ende des Haufens wiederfindet.

Selbstverständlich ließe man eine Schwangere gern einen Platz vorrücken, doch könnte es leicht sein, dass die werdende Mutter sich nur ein Kissen unter den Rock geschoben hat, um schneller zu ihrer Bewilligung zu kommen. Immerhin! Zu Hause sitzt der Ehemann, und der will auch nicht lange auf seine Spaghetti warten.

Nach langem Warten präsentiere ich mich wieder der Dame. Es ist dieselbe, die mich vor Wochen schon so harsch hat abblitzen lassen.

Sie sieht sich die Kopie meiner Geburtsurkunde an, dreht sie, wendet sie, blickt dann mich an, mustert wieder die Urkunde und spricht in barschem Ton:

»Wo liegt das?«

»Wo liegt was?«

»Na dieses ...«, sie buchstabiert. »Dieses I-I-t-e-n-a-u?«

Es ist mein Geburtsort, den sie nennt. Wahrscheinlich das erste Mal, dass irgendjemand in diesem Land diesen Namen ausspricht.

»Das liegt in Schlesien.«

»Und wo liegt dieses Schlesien?«

»Im heutigen Polen, damals gehörte es aber zu Deutschland.«

Ich verkneife mir den Ausdruck *Großdeutschland*, wer weiß, wie das ankommen würde.

Die Dame stutzt, studiert den Namen der kleinen Stadt noch einmal, konsultiert einen Kollegen, verschwindet in einem Hinterzimmer, taucht wieder auf und fährt mich an.

»Sie sind kein Bürger der EU!«

Dabei schiebt sie die beglaubigte Kopie meines Schlesienflüchtlingsgeburtsurkundenersatzes so vehement unter der Trennscheibe durch, dass sie auf dem Boden zu liegen kommt und winkt der hinter mir stehenden Dame, sie solle vortreten, denn das mit mir würde nun ja nichts mehr.

Ich verhindere das, indem ich mich breitmache. Notgedrungen mache ich meinen Diener vor der Macht hinter dem Schalter und hebe das Stück Papier wieder auf.

Mit hochrotem Kopf tauche ich wieder auf und fixiere die Dame. Ich bin es nicht gewohnt, Kotau vor Dienern des Staates zu machen.

»Doch ...«, sage ich ärgerlich, »bin ich doch!«

»Nein, sind Sie nicht, Sie sind Pole, und Polen ist nicht Mitglied der EU! Sie müssen einen Antrag auf Bleiberecht stellen, und dafür sind wir hier nicht zuständig, da müssen Sie zwei Stock tiefer ins Ausländeramt.«

Das *EU* klingt wie *Äjü*, obwohl Italiener keine Umlaute kennen. Vermutlich soll es Englisch klingen, denn auch in Italien grassiert eine Unzahl unsäglich blöde klingender Anglizismen.

Ich bin versucht zu fragen, ob sie ihr wohlverdientes *Wiekkende*¹ – ausgesprochen mit einem besonders weichen *W* und besonders hartem *kk* – nicht sonderlich gut verbracht hat, verkneife mir das jedoch, um meine Schwierigkeiten nicht unnötig zu vergrößern. Zudem ist es fraglich, ob die Dame die Anspielung überhaupt verstehen würde.

»Ich bin kein Pole!«, erwidere ich trotzig.

»Doch, sind Sie doch!«, sagt sie, genauso trotzig zurück.

>Na, das kann ja heiter werden<, denke ich etwas irritiert.

»Sie sind Pole und damit basta!«, wiederholt sie sich und winkt wieder der Frau hinter mir.

Die Dame hinterm Schalter ist überzeugend. Ich überlege. Sollte ich am Ende doch ein Pole sein und nur nichts davon wissen? Aber nein, davon hätte meine Mutter mir sicher erzählt!

»Nein, bin ich nicht!«, versuche ich mich zu wehren. »Ich bin in Deutschland geboren und seit dieser Zeit Deutscher.«

»Was wollen Sie?, hier steht doch, dass Sie in Iltenau *Slesia* geboren sind und Sie haben selbst gesagt, dass das in Polen liegt.«

¹Es handelt sich um das wohlverdiente Weekend, das das viel schönere und klangvollere *Fine Settimana* fast vollständig verdrängt hat.

»Im *heutigen* Polen, damals war das Deutschland, da gehörte Schlesien zu Deutschland.«

In der deutschen Nachkriegsgeschichte ist die Dame wohl doch nicht so bewandert. Verständlich, dennoch bleibe ich dabei. Ich bin kein Pole!

Sie sieht mich wütend an und ärgert sich, weil ich kein Pole sein will.

»Für mich sind Sie Pole!, und Polen müssen einen Antrag auf Bleiberecht stellen und nicht auf Aufenthalt.«

»Aber ich bin kein Pole, ich bin Deutscher und habe deshalb ein Recht auf die Aufenthaltsgenehmigung!«

Ich zücke meinen Reisepass, auf dessen hartem Umschlag auf grünem Grund groß und breit der deutsche Bundesadler prangt und schiebe ihn unter der Glasscheibe hindurch, die mich von der unfreundlichen Dame trennt.

Prinzipiell hätte ich ja nichts dagegen Pole zu sein, es ist nur, ich spreche kein Polnisch, kenne mich dort überhaupt nicht aus und außerdem ist Polen, wie die Dame bereits richtig sagte, tatsächlich kein Mitglied der EU und das würde mein Vorhaben gründlich verkomplizieren.

Sie betrachtet meinen Reisepass und bemerkt wohl auf irgendeiner Seite den Eintrag *Deutsch*.

»Also sind Sie naturalisiert, Pole mit deutscher Staatsbürgerschaft?«, murmelt sie verärgert.

Diese Wendung verbessert meine Situation ganz erheblich, denn auch als naturalisierten, polnischstämmigen Deutschen könnte sie mir die Aufenthaltsgenehmigung nicht verweigern, schließlich gibt es keine Europäer zweiter Klasse. Ich überlege, ob ich es dabei bewenden lassen soll, was würde es schon groß ausmachen, wenn in meiner Anmeldebestätigung als Nationalität *Polacco* stehen würde?

Dennoch beschließe ich auf Nummer sicher zu gehen und auf meiner seit meiner Geburt bestehenden Deutschen Staatsbürgerschaft zu beharren. Ich kann's schließlich beweisen!

Ich deute auf den Umschlag meines Passes. »Nein Signora, ich war nie polnischer Staatsbürger, ich war immer Deutscher, seit meiner Geburt.«

»Aber Ihre Eltern, die sind Polen!«

»Nein . . . , Signora, auch sie sind keine Polen. Sind es nicht und waren es nie.«

»Wie kommt's dann, dass sie in Polen leben?«

Ich verstehe nicht. Warum sollen meine Eltern plötzlich in Polen leben?

Ich überlege, ob ich jetzt ein neues Fass aufmachen soll, gebe dann aber auf, schließlich habe ich noch ein Ass in meinem Ärmel, mit dem werde ich sie schlagen.

»Also gut«, sage ich mit einem zynischen Unterton, »wenn es die Sache beschleunigt. Wir sind Polen. Ich, meine Mutter, mein Vater, auch meine Brüder und natürlich meine Schwester. Ich brauche nur die Anmeldebescheinigung, weil ich mich ohne diese nicht auf Dauer in Ihrem schönen Land niederlassen darf.«

Die Frau grinst zufrieden. Das mit dem *Schönen Land* geht ihr runter wie Zuckerwasser.

»Dann müssen Sie zuerst das Bleiberecht beantragen.«

Jetzt beschließe ich die Strategie zu wechseln und zücke das Ass aus meinem Ärmel.

»Ich bin seit Jahren mit einer Italienerin verheiratet«, sage ich feixend, »ich könnte deshalb sogar sofort die italienische Staatsbürgerschaft beantragen, wenn ich nur wollte.«

Zum Ausländeramt müsse ich nicht, beharre ich, ich will nur die Anmeldebescheinigung.

Dass ein Pole so mir nichts, dir nichts Italiener werden kann, ist der Dame überhaupt nicht geheuer. Sie betrachtet noch einmal intensiv meinen Reisepass, stutzt und deutet dann mit einem überlangen, rosa gelackten Fingernagel auf den Eintrag auf der ersten Seite.

»Aber hier steht, dass Sie deutscher Staatsbürger sind.«

Ich bin etwas verwirrt, denn nun beginnt sich das Rad anders herumdrehen. Jetzt will sie, dass ich Deutscher bin, obwohl ich mich doch vor einem Moment noch zum Polentum bekannt habe. Aber ich schalte schnell und ergreife den rettenden Strohalm.

»Si Signora . . . , ich bin deutscher Staatsbürger und habe ein Recht darauf, eine Anmeldebescheinigung zu erhalten. Gerade dies versuche ich Ihnen seit einer halben Stunde mitzuteilen.«

Das hätte ich nicht sagen dürfen, denn jetzt dreht sie sich zu ihrem Kollegen um, wechselt einige Worte mit ihm und sagt:

»Sie müssen morgen wiederkommen, heute kann ich das nicht entscheiden.«

Sie sagte *entscheiden*, obwohl ich sicher bin, dass sie in dieser Behörde nichts zu entscheiden hat, außer vielleicht, wie sie jeden Morgen ihre Fingernägel lackieren soll.

Ich sehe auf meine Uhr, es ist spät. Ich habe noch einen wichtigen Termin mit einem Kunden, denn seit einigen Wochen läuft meine Firma schon, stotternd zwar und ohne recht viel Umsatz zu machen, aber immerhin. Für diesen Tag gebe ich auf und beschließe, es am nächsten Tag noch einmal zu versuchen.

2.2 Ist unser Haus eigentlich bewohnbar?

Am Tag darauf: wieder aufs Amt. Stunden des Wartens. Noch finde ich alles ganz amüsant und bin guter Dinge. Als vorsichtiger Mensch gedenke ich die Unternehmung fürs Erste allein zu starten, und wenn dann alles läuft, könnte meine Frau einfach nachkommen, um kompetent die gesamte Administration meiner kleinen Unternehmung zu übernehmen.

Man begibt sich nur aufs Glatteis, wenn der Preis die Sache nicht wert ist. Risiko ohne Gewinnaussichten ist einfach nur Dummheit, dachten wir, und deshalb hatte meine Frau ihren gut dotierten Job in Deutschland noch nicht aufgegeben. Wir wollten zuerst erkunden,

welchen Erfolg die zu gründende Firma haben würde. Kapital hatten wir ausreichend, brauchten also keinen Kredit, müssten uns in keine Abhängigkeit von Banken begeben. Man weiß ja, wie das funktioniert, die leihen einem bei Sonnenschein einen Regenschirm und verlangen ihn zurück, sobald es regnet.

Ich hatte genügend Erfahrung, glaubte ich, und so sollte es nicht allzu schwierig sein, die Firma auf die Beine zu stellen. Den letzten Pfennig für eine Unternehmung auszugeben, womöglich noch mit Schulden zu beginnen, schien uns wenig aussichtsreich zu sein. Eigentlich recht gute Voraussetzungen, um eine Unternehmung zu starten.

Das war der Plan.

Doch die leidigen Formalitäten sind immer noch nicht erledigt. Seit Stunden warte ich also wieder auf die Aufenthaltsgenehmigung. Die Unterhaltungen sind nett, *multitasking* zwar, aber irgendwie gelingt es mir jeden meiner Nachbarn im Haufen zu verstehen, ihm sogar Antwort zu geben.

»Ah ... , *piacere*, Sie sind Deutscher!«

»Wie lange leben Sie denn schon hier?«

»Ihr Italienisch ist recht gut, ich wünschte ich könnte ebensogut Deutsch sprechen.«

Die Worte *Oktoberfest*, *Krauti*, *Canederli*, *Krafen* und *Birra* schwirren herum.

Obwohl ich es eigentlich nicht bin, versuche ich mich als kompetenter Oktoberfestbesucher auszuweisen.

Eine gewisse anheimelnde Solidarität macht sich breit.

Die Mittagszeit rückt näher, und da würden alle Antragsteller nach Hause geschickt, auf den nächsten Tag bestellt, flüstert mir mein Vordermann zu. Nein, meint er, vertröstet würde keiner, damit würde man dem *Cittadino* doch zu viel Ehre antun. Rausgeworfen wird man, einfach hinausgeschmissen, ich könne das sogleich selbst erleben! Er

blickt auf seine Armbanduhr, deren Zeiger sich bedenklich auf die Zwölf zubewegen. Zornig sieht er sich zu mir um. »Torni domani prego«, würden sie in den Raum brüllen und uns alle hinausdrängen! Wütend fuchtelt er mit den Händen vor meinem Gesicht herum. Das hätte er schon mehrmals erlebt, und heute würde es nicht anders sein. Übrigens sei das *Prego* am Ende nur ein Zugeständnis an die neue Zeit, nicht ernst gemeint und nur pro Forma. Er sei sich sicher, vor wenigen Jahren noch hätten sie eine *Frusta* benutzt, also eine Peitsche, um das unliebsame Publikum zu vertreiben.

Auch ohne *Frusta* bin ich ziemlich frustriert, zeige es jedoch nicht. Schließlich ist man Fremder und beantragt gerade das Gastrecht in diesem Land. Außerdem habe ich selbst als Deutscher in Deutschland ähnliche Erfahrungen gemacht.

Nach meiner Rückkehr aus Australien wollten die Münchner Beamten der Meldebehörde unbedingt meine Abmeldebestätigung aus Sydney sehen. Blankes Entsetzen packte sie, als sie feststellen mussten, dass es in *Down under* überhaupt keine Meldegesetze gibt! So ein Staat könne doch überhaupt nicht existieren, sagten sie, und schüttelten ihre weisen Häupter. Wie würde man denn dort Verbrecher jagen? Auf die Idee, dass die große Mehrzahl der Bürger in Deutschland, wie in Australien, eben keine verbrecherischen Neigungen zeigen und aus diesem Grund eventuell eine allgemeine Meldepflicht überflüssig sein könnte, kamen sie nicht.

Ich habe Glück, ich bin der Letzte, der zur großen Audienz vorgelesen wird. Eine hohe Theke trennt mich vom Zentrum der Macht.

Ich warte.

Die nämliche Dame im kleinen Schwarzen. Grau im Gesicht, auch Falten entdecke ich heute. Sollte ich sie gestern mit meiner virtuellen Existenz als Pole tatsächlich dermaßen frustriert hinterlassen haben?

Ich bekomme Schuldgefühle.

Sie sieht mich nicht an, kein Lächeln, kein *buon Giorno*, nichts, kein Anzeichen, dass sie mich wiedererkennt. Sie sichtet emsig Akten

um und tut so, als sei ich gar nicht vorhanden. Ich sehe auf die Uhr. Klar! Würde sie mich jetzt drannehmen, dann wäre ihre Mittagspause dahin.

Es ist heiß. Zittrige Staubteilchen reiten auf gleißenden Sonnenstrahlen und zerteilen den Raum in gleichmäßige helle und dunkle Streifen.

Sie sieht auf die Uhr und wirft mir einen bösen Blick zu. Flink winkt sie wortlos mit Zeige- und Ringfinger. Ich schiebe meine Dokumente über die zerkratzte Lackschicht und hoffe . . .

Die Uhr zeigt, es ist zehn Minuten vor Zwölf.

Sie blättert die Dokumente durch und überlegt, ob sie diesen Vorgang vor dem Mittagessen noch abschließen kann. Dann . . ., ihr Gesichtsausdruck hellt sich auf, um einen Moment darauf sofort wieder den normierten und schalen Ausdruck eines entnervten Beamten anzunehmen. Sie hat etwas gefunden – einen Grund, warum sie mich wieder nach Hause schicken kann. Das mit dem Polen scheint sie verarbeitet zu haben. Mürrisch schubst sie die Papiere wieder in meine Richtung und schüttelt den Kopf. Eine weitere Bescheinigung fehlt. Die Dame hinter der hohen Brüstung sieht mich über ihre geteilte Brille streng an.

Die Bescheinigung der *Abitabilità* fehlt!

»Wo ist die?«

»Wo ist die was?«, frage ich zurück.

Verblüfft sehe ich die Dame an. Sollte das jetzt Schikane sein oder gibt es sowas wirklich?

»Das ist eine Bescheinigung, die bescheinigt, dass der Wohnsitz«, also unser Haus, »auch für Wohnzwecke geeignet ist.«

Die Anmeldung sei wohl nicht mehr zu verhindern, zum einen, weil ich Deutscher bin – davon hatte ich sie also überzeugt –, zum anderen, weil ich mit einer Italienerin verheiratet bin.

Aber die *Abitabilità* fehle eben »und ohne die gibt's auch keine Anmeldung«, sagt sie triumphierend.

Die *Abitabilità* ist die Bewohnbarkeitsbescheinigung und ohne die könne sie meine Anmeldung nicht entgegennehmen.

Das habe ich mir schon gedacht, denn soweit reicht mein Italienisch bereits, doch für gewöhnlich werden Wohnhäuser für diesen Zweck gebaut, wende ich ein, nur das kommt gar nicht gut an. Sie wirft einen Blick auf das Zifferblatt der großen Uhr über dem Eingang, dann, um sich zu vergewissern, einen weiteren auf ihre kleine Armbanduhr, die, mit Strasssteinchen bestückt, in der Mittagssonne funkelt. Vermutlich bei einem Tivu-Sender vom Typ *Home Shopping Europe* erstanden, echte Diamantique-Steine, das Pfund zu drei Euro zwanzig, denke ich zornig.

Vor mir bewohnten Italiener dieses Haus. Seit mehr als hundert Jahren vermutlich! Selbst ich wohne doch schon seit mehr als fünfzehn Jahren darin – zumindest drei bis vier Monate im Jahr, da wird das Haus wohl bewohnbar sein, wage ich einzuwenden. Aber ich stelle sofort fest, dass das keine kluge Bemerkung war!

Die Dame sieht mich über den Rand ihrer Brille vorwurfsvoll an, erhebt sich langsam und verschwindet durch eine Tür. Ich stehe vor dem Schalter und hinter mir eine kleine Schlange von drei, vielleicht vier Personen, die zwischenzeitlich noch nicht aufgegeben haben, – aber locker aufgeben könnten, weil sie – es ist Mittagszeit – sowieso nicht drankommen werden. Aber – kann man's wissen?, vielleicht geschieht ja doch ein Wunder!

Ich sehe mich um. Vier Schalter und nur einer ist besetzt. Ich frage mich, warum alle Beamten dieser Welt so unglaublich schlecht rechnen können. Das heißt, besetzt sind alle Schalter, an zweien jedoch wird nur Zeitung gelesen. Die sehnsüchtigen Blicke der Bittsteller vor dem einzig geöffneten Schalter haben keine Wirkung. Es ist fast Mittag, da lohnt es sich nicht, mit der Arbeit zu beginnen.

Geräuschvolles Rascheln beim Umblättern der *Gazzetta dello Sport*. Nicht *Corriere della Sera* oder *Il Resto del Carlino* wird gelesen. Bestimmt können mir die fußballbegeisterten Beamten die Abseitsregel erklären.

Ein Herr kommt aus der Tür, nicht sehr groß, nicht gerade korpu-
lent, aber etwas dicklich ist er doch. Schütteres schwarzes Haupthaar,
an den Schläfen silbriggrau. Beeindruckende Erscheinung. Ta-del-los
gekleidet. Zusammen mit der Dame schreitet er durch den Raum. Das
heißt, nicht ganz auf gleicher Höhe. Denn sie hält sich devot zwei
Schritte zurück. Ich erkenne, sie hat Angst. Ihre Brille hält sie in der
Hand, ihre Augenlider flattern leicht, sie blickt zum Boden.

Mein schlechtes Gewissen rührt sich. Ich hätte vielleicht doch et-
was kooperativer sein sollen. Die Dame hinter mir scharrt ungedul-
dig mit den Füßen, sagt aber nichts. Weder zu mir, als Verursacher des
Staus, noch zu den Beamten – auch Verursacher –, schließlich könnten
die auch etwas schneller arbeiten.

Der kleine Dickliche schaut sich um. Die Dame zeigt mit der bril-
lenbewehrten Hand auf mich.

Sie deutet mit dem Zeigefinger auf mich.

»Il Polacco!«, flüstert sie, so laut, dass ich es doch verstehen kann.
»Der wohnt *abusivamente* in seinem Haus!«

Aha, denke ich, heute bin ich wieder Pole. Ich finde mich damit
ab, Pole zu sein, wenn ich nur die nötigen Bescheinigungen für die
Aufenthaltsgenehmigung bekomme.

Der Mann dreht sich um und flüstert seiner Kollegin etwas zu.
Sie zuckt zusammen und nickt. Ich meine eine leicht wegwerfende
Handbewegung bei ihm zu erkennen. In Italien muss man aufpas-
sen, die Sprache lebt von den Handbewegungen. Mit auf den Rücken
gebundenen Händen ist ein Italiener praktisch stumm – zumindest
sprachlos.

Der Beamte im feinen Zwirn schreitet zu dem Schalter, vor dem ich
– immer noch in aufrechter Haltung – auf Auskunft warte. Er sieht
mich an und bellt. »Dafür müssen Sie eine *Multa* bezahlen.« Eine

gesalzene Strafe also. Ohne gemeldet zu sein, dürfe man in Italien nicht einmal unter einer Tiberbrücke schlafen.

Ich frage mich, wie Cäsar um sechsundvierzig vor Christi, ohne Genehmigung der Behörden, den Rubikon überschreiten konnte.

Zaghafte bemerke ich, dass ich einigermaßen verwundert bin, denn in den vergangenen Jahren wurde mir die Post in meinem Hause zugestellt, das Gas durfte ich begleichen, der Strom wurde regelmäßig abgelesen und in Rechnung gestellt, *Rusco*, also das Geld für die Müllabfuhr, wurde kassiert und in schöner Regelmäßigkeit erhöht. Auch das Wasser darf ich bezahlen und die Gebühren für die *Comune* sowieso. Ja sogar für den Schulbus wird mir ein Obolus abverlangt, obwohl ich doch gar keine Kinder habe! Ich bekomme sogar regelmäßig den *Pellicano* zugeschickt, eine Zeitschrift der örtlichen Kirchengemeinde, obwohl ich mich doch keiner Konfession zugehörig fühle. Also wirklich: In den letzten fünfzehn Jahren, da hätten die doch mal was merken müssen?! Feststellen, dass da einer vollkommen *abusivamente*, also illegal wohnt.

Zaghafte schiebe ich nach, dass ich eigentlich auch vor hätte, im Erdgeschoss unseres Hauses eine klitzekleine Firma zu gründen. Nur das wird überhaupt nicht wohlwollend aufgenommen. Wo käme man denn da hin, wenn ein einfacher Bürger entscheiden könnte, wie er sein eigenes Haus nutzen wollte. Das wäre ja noch schöner! Der Lärm. Der Dreck, das müsse erst alles geprüft werden, und eigentlich sehe man kohlrabenschwarz; für eine *Falegnameria*, eine Schreinerei sei überhaupt kein Platz in dem Haus.

Ich bin etwas verwirrt. Eine Schreinerei? An so eine Unternehmung habe ich doch gar nicht gedacht! Meinem Nachbarn, Schreiner und gutem Freund Gualtiero Konkurrenz machen, das fehlte gerade noch.

»Aber nicht doch! In unserem Hause will ich keine *Falegnameria* aufmachen«, rufe ich.

Klar doch . . . , die mache einen Heidenlärm. Ich jedoch würde nur dort unten sitzen, meinen Rechner und das Telefon bedienen wollen

und wäre auch bereit, kräftig Steuern dafür zu zahlen. Die Wirtschaft der Region so richtig schön in Schwung bringen, das allein wäre mein Vorhaben.

Jedoch das beeindruckt niemanden auf der anderen Seite der Barriere. In dem Haus sei vor Jahren einmal eine Schreinerei gewesen und deshalb müsse es die Bedingungen für eine Schreinerei erfüllen. Daran müsse man sich halten, so sei das Gesetz. Und für eine solche Genehmigung müsse jeder Raum eine lichte Höhe von wenigstens drei Meter aufweisen und das sei ja wohl nicht der Fall, das müsse selbst ich begreifen!

Ich begreife nicht! Denn das Argument des dicklichen Mannes hatte eine logische Schwachstelle, stelle ich sofort fest.

Wie konnte vor Jahren die Schreinerei genehmigt werden, wenn die lichte Höhe in unserem Haus nur zwei Meter und achtundvierzig Zentimeter beträgt?, frage ich mich.

Ich frage nur mich und nicht den Herrn, wer weiß, welches Donnerwetter ich sonst auf mich herabbeschwören würde. Aber vermutlich waren die Menschen damals kleiner, da ist man wohl mit einer Höhe von zwei Meter fünfzig ausgekommen.

Aber immerhin ist das Haus in der *Comune* bekannt, denke ich erleichtert und ein Lächeln huscht über mein Gesicht. Abgerissen wurde es auch noch nicht in den letzten hundert Jahren, also kann das mit der Bewohnbarkeit doch nicht so schlimm sein.

Erst einmal muss die Bescheinigung der *Abitabilità* vom Tisch. Auch wenn mir so eine Bewohnbarkeitsbescheinigung völlig unbekannt ist, so will ich mich schon an die Gesetze des Landes halten. Andere Länder andere Sitten.

When in Rome do as the Romans do, und andere schöne Sprüche fallen mir ein. Aber komisch ist es doch, dass keine fünfhundert Kilometer von meiner alten Heimat entfernt die Sitten so verschieden sein sollen.

Die gesamte Familie hatte drei Jahre auf dem Bau geschuftet, um das Haus in einen bewohnbaren Zustand zu versetzen. Onkel Adriano hatte die nötigen Materialien besorgt, Mario und Carlo haben die Maurerarbeiten erledigt, Pippo hatte sich um das Dach gekümmert, und sogar die Schwiegermutter hatte rittlings auf einem Träger gesessen und mit Kelle und Hammer hantiert. In mir regt sich langsam der Verdacht, dass der ganze Umbau illegal sein und dass man uns aus unserem schönen Haus vertreiben könnte.

»Und? Wie stellt man fest, ob mein wunderschönes Haus für Menschen tauglich und bewohnbar ist?«, frage ich eingeschüchtert.

Da käme ein Beamter von der *Comune*, wird mir gesagt, zusammen mit einem schwarzberockten und bewaffneten *Carabiniere*, und die beiden würden sich das Haus mal ansehen, sagt der Mann hinter dem Tresen. Sein Gesichtsausdruck lässt vermuten, dass das Haus bei fehlender Eignung für Wohnzwecke sofort abgerissen würde.

»Und die beiden dürften dann darüber entscheiden, dass ich in meinem eigenen Haus wohnen darf?«, frage ich.

Der Herr nickt.

Tolle Aussichten das!

Streng sieht er mich an, sehr streng. Ich fühle mich wie ein Untertan und nicht wie der fünfzig-millionste Teil eines Souveräns. Und ich dachte immer, die deutschen Beamten wären die Weltmeister im herablassenden Behandeln. Nun musste ich feststellen:

Man weiß erst dann, was es heißt, ignoriert zu werden, wenn man auf einem italienischen Amt einen Antrag gestellt hat.

»Und was würde da so genau inspiziert werden?«, wage ich zu fragen.

Die Toilette müssten sie sehen, die Küche, ob ein vorschriftsmäßiges Loch in einer Außenwand sei, und das Wohnzimmer wäre auch zu begutachten und eben der allgemeine Zustand des Hauses. Außerdem müsse man kontrollieren, ob im Haus irgendwelche nicht angemeldete Änderungen vorgenommen wurden, die den Grund für eine *Multa*, eine Strafe, abgeben könnten.

Multa, das Lieblingswort städtischer Angestellter in Italien. Es bedeutet Macht für den Beamten, der sie verhängt, und Geld für den Staat, der sie eintreibt.

Das alles gäbe dann den Ausschlag, ob ich in diesem Hause auch wohnen dürfe.

Dass wir seit fünfzehn Jahren dort jedes Jahr unsere Urlaubszeit verbringen, Weihnachten und Ostern auch, das beeindruckt den Mann kein bisschen.

Und überhaupt, das mit der Firma, das könne ich mir gleich aus dem Kopf schlagen. Man kann doch nicht einfach so in einem Haus eine Firma eröffnen, wenn die lichte Höhe . . . , aber das hatten wir ja schon.

Das alles wunderte mich schon sehr, weil ich einige Wohnungen in der Umgebung kenne, die sind nach allen mitteleuropäischen Standards wirklich unbewohnbar . . . , unter aller Sau, um es mal drastisch auszudrücken. Da fehlt das Klo, von einer Badewanne ganz zu schweigen, und die Küche befindet sich gleich neben dem Schweinestall, draußen im Freien. Und alle diese Behausungen sind bewohnt! Ob ich mal darauf aufmerksam machen sollte? Besser nicht, warum gegen den Stachel löcken, außerdem wäre das nicht nett gegenüber den armen Schweinen in ihren armseligen Behausungen.

Und wann? Wann würden die Staatsbeamten kommen?

Das würde mir schon rechtzeitig mitgeteilt.

»Ja . . . , wenn ich dann nicht da bin, was geschieht dann?«

»Sie haben gefälligst da zu sein.«

Das war klar und deutlich. Langsam kommt mein Wille, in diesem Teil Europas eine Firma zu eröffnen, ins Wanken. Aber es gibt keinen Weg zurück. Die Firma läuft bereits. Nicht ganz legal, aber ich hatte gehofft, die Genehmigung sehr schnell zu bekommen, und da hab' ich einfach schon mal angefangen.

An diesem Tag konnte ich wieder nichts erreichen. Man führte mich zur Tür, sagte, ich solle am nächsten Tag wiederkommen und warf mich einfach hinaus. Es gibt doch so viele kleine Firmen in Italien, ich fragte mich, wie die Inhaber es geschafft haben mochten, ihren Laden zu eröffnen.